

Was Gewalt anrichtet

Femizide - und wie darüber berichtet wird

Ein Jahr lang haben die Autorinnen Screenshots der Chronik-Seite der ORF-Homepage zum Thema Femizid gesammelt und eine beklemmende Dokumentation männlicher Gewaltexzesse zusammengestellt: Lydia Haider et al. setzen sich mit der Art der Berichterstattung und der oft fragwürdigen Benennung der Verbrechen in den Medien auseinander. „Beziehungstaten“, „Familienstreit“ oder „Eifersuchtsdrama“ suggerieren eine Mitschuld der Opfer. *lin*



Judith Goetz/Lydia Haider/
Marina Weitgasser
Du Herbert
184 S., € 24,90
(Haymon)

Richard III. als Sinnbild für die Brutalität seiner Zeit

Gäbe es ein historisches Tyrannenranking, er wäre vorn dabei: Richard III., König von England, Letzter aus dem Hause York, dessen Grausamkeit dank Shakespeare uns an die Theaterstühle fesselt. Aber waren am Ende nur die gegnerischen Tudors schuld an seinem schlechten Ruf? Oder war Richard Sinnbild für die Brutalität seiner Zeit? Der Band „Tyrannen“ knüpft sich die Despoten von anno dazumal vor, ebenso wie die heutigen, von Syrien bis Nordkorea. *eu*



André Krischer, Barbara Stollberg-Rilinger (Hrsg.)
Tyrannen. Eine Geschichte von Caligula bis Putin
352 S., geb., € 30,80
(C. H. Beck)

Putins politisches Prinzip ist die Zerstörung

Vom Geheimagenten des KGB bis zum diktatorischen Kriegsherrn: Herkunft und Werdegang Wladimir Putins werden in diesem „Schwarzbuch“ von ausgewiesenen Russland-Expert:innen beleuchtet. Wie sein Regime für Chaos sorgt, sowohl in Russland selbst als auch in den ehemaligen Teilrepubliken der Sowjetunion, und wie Putin seinen Imperialismus immer weiter vorantreibt, all das wird hier glasklar analysiert. *lin*



Stéphane Courtois/Galia Ackerman (Hrsg.)
Schwarzbuch Putin
Aus dem Französischen von Jens Hagedstedt et al.
512 S., € 26,80 (Piper)

Bestseller

BELLETRISTIK

- 1 (1) Daniel Glattauer: *Die spürst du nicht*, € 25,70 (Zsolnay)
- 2 (3) Martin Suter: *Melody*, € 26,80 (Diogenes)
- 3 (-) Teresa Präauer: *Kochen im falschen Jahrhundert*, € 22,70 (Wallstein)
- 4 (5) Jojo Moyes: *Mein Leben in deinem*, € 25,70 (Wunderlich)
- 5 (2) Marc Elsberg: *°C - Celsius*, € 26,80 (Blanvalet)
- 6 (-) Benjamin von Stuckrad-Barre: *Noch wach?*, € 25,70 (KiWi)
- 7 (-) Thomas Raab: *Peter kommt später*, € 22,70 (KiWi)
- 8 (6) Arno Geiger: *Das glückliche Geheimnis*, € 25,70 (Hanser)
- 9 (7) Tonio Schachinger: *Echtzeitalter*, € 24,70 (Rowohlt)
- 10 (-) David Safir: *Solange wir leben*, € 24,70 (Kindler)

Besprechungen - von Briefwechseln zumal - sollte man eigentlich nur in Briefform schreiben. Was nun schreibe man über diese einundachtzig Briefe, die sich nahezu gleichmäßig auf die beiden Briefpartner, Felix Salten und Stefan Zweig, verteilen? Dass sie vorzüglich ediert sind, (über-)reich bebildert, sachgerecht kommentiert und benachwortet. Dass Kommentar und Nachwort oft interessanter als die Briefe sind - mit wenigen Ausnahmen; die wichtigsten von Zweig kannte man bereits. Das spricht für die erfahrenen Herausgeber, der im Fall von Marcel Atze auch Kurator einer buchstäblich augenöffnenden Ausstellung über „Felix Salten entdeckt die Wiener Moderne“ (2020/21) war, die den sinnigen Haupttitel trug: „Im Schatten von Bambi“. Gemeint war natürlich Saltens durch den Zsolnay Verlag und Walt Disney geförderten Welterfolg „Bambi. Eine Lebensgeschichte aus dem Walde“ (1922), wobei man ja nicht unbedingt Tiergeschichten mit der Wiener Moderne in Verbindung bringt. Aber der Hundeliebhaber Stefan Zweig lernte schließlich ebenso Bambi schätzen, auch wohl Saltens Geschichte „Der Hund von Florenz“ und - nunmehr „verbrieft“ - die Geschichten „Fünfzehn Hasen. Schicksale in Wald und Feld“ (1929).

Salten war ein *Homme de lettres*, wie er im Buche steht, ein großer Feuilletonist, Erzähler, Reiseschriftsteller, Präsident des österreichischen PEN und dazu Tierschützer mit ausgeprägter Jagdleidenschaft, Gegner der Massentierhaltung und als Ziehvater von „Bambi“ zielsicherer Blattschuss-Experte. Notorisch bekannt war er als Kolportist über Skandalgeschichten aus Hofkreisen, denn zu seinem immensen Bekanntenkreis gehörte Erzherzog Leopold Ferdinand, der Salten über das Innenleben in der Hofburg unterrichtete und dann selbst, einer Prostituierten zuliebe, das Kaiserhaus verlassen sollte.

Von alledem ist nicht die Rede im vorliegenden Briefwechsel, von den „Fünfzehn Hasen“ aber immerhin am Rande. Zweig schreibt Salten am 23. Dezember 1929: „Mir schien es lange ein Paradoxon, ein unerklärliches, wenn die Kenner behaupteten, die passionierten Jäger, also die Tiertöter, seien gleichzeitig die leidenschaftlichsten Freunde und Liebhaber der Kreatur.“ Aber Bambi hatte ihn überzeugt, und die „Fünfzehn Hasen“ noch mehr. Zweig, Humanist in großem Maßstab, steigert dann noch „Kreatur“ zu „Weltkreatur“, wobei die kongeniale Bebilderung hierzu „Felix Salten, mit der Jagdflinte vor seiner Bücherwand, um 1925“ zeigt - eine nicht überbietbare visuelle Pointe.

Man hatte zahlreiche gemeinsame Anliegen, ausgehend von Saltens früherer Wertschätzung der Zweig'schen Übersetzungen von Verhaerens Lyrik: die Verehrung von Theodor Herzl und Gerhart Hauptmann zum Beispiel, die Sorge um Richard Specht und das „Kulturerbe“ Altösterreichs. Sie un-

terchieden sich darin, dass Salten, Sohn eines Ingenieurs, deutlich früher als Zweig sich den „neuen Medien“ öffnete. Salten hielt es konsequent mit dem ins Laufen geratenen Bildern, dem Film, erkannte rascher als Zweig dessen Möglichkeiten. Aus dieser Differenz ergab sich eine Kontroverse zwischen beiden, die zum Substanziellsten dieses Briefwechsels gehört: Zweigs These von der „Monotonisierung der Welt“, dargestellt in einem umfangreichen Essay gleichen Titels und veröffentlicht in der „Neuen Freien Presse“ vom 31. Januar 1925, und Saltens diese infrage stellende Entgegnung eine Woche später im nämlichen Organ.

Von Rüdiger Görner

Bambi und die Welt von Gestern

Während Zweig die von US-Amerika ausgehende Tendenz zur kommerziellen Einförmigkeit und kulturellen Verflachung beklagte, hob Salten die bildungsfördernde Wirkung weltweit operierender Technik hervor. Zweig betont in seinem diesbezüglichen Schreiben an Salten seine Nähe zum Kulturpessimismus Oswald Spenglers („Untergang des Abendlandes“), wogegen Salten den sich

dahinter verborgenden Elitismus kritisiert: „Damit eine kleine Schaar Erlesener ihr Ichthum zählen, braucht es kein Helotentum in blinder Unwissenheit vegetierender Massen.“ Salten verweist durchaus zutreffend auf ein Missverhältnis zum Gedanken der Demokratie in dieser Diskussion, wobei er die Technik als ein der Demokratie förderliches Phänomen gutheißt.

Salten verstand sich auf konstruktive Kritik anders als der von ihm einst in aller Öffentlichkeit geohrfeigte Karl Kraus. Das belegt seine Besprechung von Stefan Zweigs Burgtheater-Premiere mit seinem wohl schwächsten Stück, „Das Haus am Meer“ (1912). In drei voneinander nur unerheblich abweichenden Versionen „verreißt“ Salten diesen Erstling nicht, sondern zeigt, wie der junge Schriftsteller es hätte besser machen können: „Ein Stück voll Handlung und dennoch leer. Eine Arbeit voll Talent und dennoch gewichtlos. Eine Sprache, deren Jamben viele Schönheiten bergen, und die uns doch mit keinem einzigen Herzenston ans Herz schlägt... Das starke, sicherlich auch dramatische Talent Stefan Zweigs wohnt darin, wie ein Reisender in fremden Hotelzimmern wohnt.“ Natürlich fühlte sich Zweig pikiert, ja verletzt, auch eben, weil Salten seine Kritik in drei wichtigen Organen publiziert hatte - er stellte seinen Text ins „Medien-netz“ seiner Zeit. Doch als Salten bei späterer Gelegenheit Werke von Zweig lobte, im Fall von „Marie Antoinette“ und „Maria Stuart“ geradezu pries, regte ihn Zweig sogar dazu an, seine Besprechung auch an anderen Orten abdrucken zu lassen.

Der über zwanzig Jahre ältere Salten - in einer brieflichen Anrede am 16. XII. 1933 sollte Zweig ihn sogar adeln („Lieber und verehrter Herr von Salten!“) - büßte jedoch sein kritisches Urteilsvermögen ein, als er es 1934 mit der austrofaschistischen Reaktion hielt und unmittelbar nach dem „Anschluss“ zunächst auch glaubte, in seiner im Wiener Cottageviertel seit 1909 gemieteten Großvilla bleiben zu können. Zwischen Mai und Juni 1938 ergriff ihn Panik, und er verbrannte große Teile seines Brief- und Manuskriptarchivs, nicht aber die Briefe Stefan Zweigs, der inzwischen in London lebte. Der Kontakt zu ihm brach im Mai 1939 ab, zu dem Zeitpunkt hatte sich Salten bereits ins Zürcher Exil retten können. Dort erinnert ein Brunnen mit Reh und Kitz an ihn, „den Autor des Bambi“. Die Herausgeber werden gewusst haben, weshalb sie ihrem eindrucksvollen Band eine Fotografie davon ersparten.



Felix Salten, Stefan Zweig
„Ihre Briefe bewahrte ich alle“ - Die Korrespondenz von 1903 bis 1939
Hrsg. von Marcel Atze und Arturo Larcati. 272 S., geb., € 30,90 (Wallstein)

Mit einem Kind durch das New York der Fünfzigerjahre streunen, Kunstausstellungen besuchen, einen interessanten Mann auf der Straße kennenlernen und Fotos mit der Rolleiflex schießen: Das erinnert atmosphärisch an die Schwarz-Weiß-Filme mit der mädchenhaften Audrey Hepburn.

Im Roman „Please Come Flying“ von Evelyn Schlag ist es Lisa, die durch die Straßen Manhattans und den Central Park spaziert, allerdings hat sie nicht ihr eigenes Kind an der Hand, sondern ein Mädchen, das sie als Nanny betreut; ihre Tochter Kathi ist zu Hause bei den Großeltern im Nachkriegsösterreich geblieben. Lisa musste ihrem Mann Julian, einem Anästhesisten, folgen, der in einem Krankenhaus in New York für ein Jahr seine Ausbildung vervollständigt. Warum die gemeinsame Tochter nicht mitkam, bleibt zunächst rätselhaft, erklärt sich dann aber aus den (mangelhaften) finanziellen Umständen.

Dennoch mutet es für die Leserin des 21. Jahrhunderts befremdlich an, würde man sich doch heute so eine Gelegenheit, sein Kind im Volksschulalter ein Jahr lang einer Fremdsprache auszusetzen, nicht entgegen lassen. Irgendwie hätte sich das doch regeln lassen müssen. Stattdessen ist Lisa



Evelyn Schlag

Mit der Rolleiflex durch Manhattan

Evelyn Schlag hat eine rettungslose Liebesgeschichte im New York der Fünfzigerjahre geschrieben.

Von Linda Stift

mit der naseweisen Suzy beschäftigt, bei deren Familie sie auch wohnt, weil Julian nur ein winziges Zimmer im Krankenhaus hat.

Dieser Julian erscheint zunächst durchaus verantwortungsbewusst, zielgerichtet und vernünftig. Erst nach und nach erfährt man von seinen Eigenheiten - seiner Pedanterie und seiner penetranten Dominanz, die er im Alltag ausübt. Er schreibt Lisa die Frisur vor, ihre Kleidung, wie sie sich in Gesellschaft verhalten soll. Der Mann entpuppt sich im Lauf der Handlung als immer unangenehmer, und es verwundert daher nicht, dass er auch einer ist, der seine Frau

ungezwungenen Umgangsformen der Gastfamilie, wenn er dort Lisa besucht, hat er nur seine biedere und eigennützig Höflichkeit entgegenzusetzen, die in diesen künstlerisch-intellektuellen Kreisen, die keine Geldsorgen plagen, deplatziert wirkt. Man könnte auch sagen, das miefige und niedergeschlagene Österreich der Fünfzigerjahre, der Wille zur konsolidierenden Normalität und zur Vergangenheitsverdrängung treffen auf die luftige Aufbruchsstimmung New Yorks, auf eine Unbekümmertheit, sich für Neues zu begeistern, die für Lisa in Bernsteins Musical „West Side Story“ gipfelt, das in der Thematik zwar düster und sozialkritisch, in seiner wilden Mischung von unterschiedlichen Musikstilen aber rasant und furios ist. So etwas hat sie noch nie zuvor gehört. Auch „die amerikanischen Farben“ haben es ihr angetan: „Selbst durch die beschlagenen Scheiben weckten sie in Lisa eine Gier.“

Mit John, der Straßenbekanntheit, beginnt eine zarte Liebesgeschichte mit all ihren kleinen Geheimnissen und Aufregungen. Lisa lässt sich von diesem Sog mitreißen, aus Raum und Zeit genommene Stelldicheins bringen sie aber an die Grenze ihres Zeitmanagements.

Evelyn Schlag hat mit diesem Buch wieder eine ihrer großen Stärken ausgespielt: interessante Figuren in ein spannendes Umfeld zu werfen und ihre Beziehungen zueinander mit feinen Bildern und witzigen Dialogen, teils auf Englisch, auszuloten. Lisa wirkt in ihrem Inneren immer ein wenig